

Uebersicht. Die Nachtseite der Poesie. — Rückblick auf die Geschichte des Donauhandels II. — Puschin, Lermontow und Zukowsky. — Medellen.

Die Nachtseite der Poesie.

Zweiter Artikel.

S. R. Wir haben in einem früheren Aufsatze das häufige Vorkommen des Wahnsinnes und des Selbstmordes unter den Dichtern als eine Nachtseite der Poesie bezeichnet. Der Selbstmord jener Dichter, die wir dort anführten, erschien größtentheils als ein directer, als ein intentirter. Wir finden aber unter den Dichtern auch einen indirecten Selbstmord, der, ohne daß er von Seite der Dichter intentirt wurde, doch so oft und so häufig erfolgte.

Wer die Geschichte der poetischen Literatur auch nur im Allgemeinen durchblättert, wird überrascht und erschaut ausruhen: Wie viele Dichter sterben nicht eines frühen Todes!

Nach alle Literatur-Historiker haben auf dieses tragische Phänomen hingewiesen. Die Engländer haben schon aus der ersten Zeit ihrer poetischen Literatur ganze Reihen früh dahingefunkener Dichter aufzuweisen. Man denke an John Suckling, William Gortwright, Thomas Clow, George Jonowar u. s. w. In Deutschland sind diese Fälle noch häufiger. „Die Zahl der früh verbliebenen Literaten in den ersten Zeiten unserer aufblühenden Dichtung“, sagt Gervinus, „ist in der That ungemein groß.“ Er erinnert an Parn, Rudnik, Jähns, Hartmann, Reinhold, Michaelis, Abbt, Hensler, Langer, Lertz, Babu u. s. w. und fahrt hinzu: „Die geistigen Anstrengungen, die neuen Phantasie-Schöpfungen erzeugten damals einen Nervenzustand und eine hypochondrische Verstimmung, die in epidemischer Verbreitung fast den ganzen Literatenstand ergrieff, und bei Vielen zum Wahnsinn oder ähnlicher Geisteszerstörung, bei Vielen — zum frühen Tod führten.“

Aber noch viel auffallender und tragischer sind diese Fälle des frühen Todes bei den tragischen Dichtern der damaligen Zeit. Man denke an Schlegel, Gronegl, Browe, Krüger, Schiebeler, Meynus u. s. w. Keiner von diesen Dichtern erreichte ein höheres Alter, keiner erreichte sich eines heiteren Daseins. Fast Alle wurden von einer fortwährenden Schwermuth und Umruhe des Geistes gequält. „Ich kenne so“, schreibt auch der frühzeitige geistige Anstrengungen und gewaltthätigen Producenten, „früh ins Grab!“ Als Beispiel diese betreibenden Todesfälle vermaßen, fährte er einem Freund: „Fast scheint es, als herrsche über die deutschen Genies ein gewisses weibliches Geschick. Die meisten fallen in ihrer Blüthe dahin!“

Dieser frühe Tod unter den Dichtern zeigte sich aber bald in noch weit größerem Umfange. Besonders war dieses zur Zeit der Sturm- und Drangperiode der Fall. Gerade nannte diese Zeit die „Äpoche der forcierten Talente.“ Hier war es, wo schnell nach einander ein Dichter den andern an neuen Schöpfungen und frappanten Darstellungen zu überbieten strebte, und wo Einer rascher und höher als der Andere am deutschen Parnas emporsteigen wollte. Der Kampf der Dichter der damaligen Zeit war in Wahrheit ein Kampf auf Leben und Tod. Jeder Einzelne wollte als Originalgenie gelten und schlopfte so unaufhaltsam aus der Tiefe seines Geistes, bis er erschöpft dahinsank. „In dieser Periode“, sagt Gervinus, „begannen wir bei jedem Schritte reichbaren Genüßes, ungesättigten Lebenskämpfe, beschließenden Jdeen, aber auch Ueberreizungen der Nerven, Wahnsinnszuständen und — frühem Tod.“

Wie früh nach Götz, der Dichter der Todessehnsucht! Wie traumig nach das Ende des Dichters Friedrich Schütz! Er schiffte seine in einem fort. Seine Romane: „Meritz“, „Revolutions“ erlebten in einem Jahre drei Auflagen. Allein er starb mitten in seinen geistigen Arbeiten in voller Geisteserregung. Wie früh mußte Novalis, der sich während von einer übergoßenen Reizbarkeit und einem unheimlichen Angestühl erschüttert fühlte, sein Dasein enden! — Wadenröder, der Verfasser der „Gegengegengungen eines künftlichen Lebensbundes“, sank ins Grab, ohne daß er das sechs- und zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte!

Bei den Dichtern aus der späteren Periode finden wir gleichfalls ein verhältnißmäßig ungemein häufiges Vorkommen des frühen Todes. Wie früh wurde nicht der Dichter Grabbe vom Tod dahingeführt! Ernst Schütz, der Sänger der „begehrten Rose“, Wilhelm Waiblinger, der Nachahmer Byron's, der die „drei Tage in der Unterwelt“ und viele andere Werke schrieb, Eduard Schütz, der unter dem Namen Ferrand's Gedichte und Novellen herausgab, erreichten kaum das acht- und zwanzigste Lebensjahr! Georg Müller, der geniale Dichter und Künstler, starb noch kaum sechs- und zwanzig Jahre alt. Georg Büchner, der Dichter des Dramas „Dantons Tod“ endete schon mit vier und zwanzig Jahren

sein Leben! — Alle diese Dichter ahnten ihren frühen Tod. Aus den meisten ihrer Gesänge spricht eine tiefe Wehmuth, eine nahe Todesahnung. Wie schmerzhaft ist der Ausruf Götz's: „Komm! eine nahe Todesahnung. Wie entsehe mich!“ — Wie wehmüthig ist Lenau's Klage: „Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde; ich fühl', wie's Leben bricht von Stund' zu Stunde!“ — In den hinterlassenen Schriften Novalis' spiegelt sich ganz das allmähliche Erlöschen der pyrophischen Zügelheiten an. Die meisten Sätze sind unterbrochen, abgerissen, paradox und dunkel. Schütz's Gesänge sind beargw. wehmüthig und klagen, das man aus denselben leicht zum Voraus den frühen Tod des Dichters ablesen konnte.

Von Jahr zu Jahr begegnen wir in Journalen und Zeitschriften Biographien früh verbliebenen Dichter. Jede Biographie endet mit den Worten: „Hätte dieser Dichter länger gelebt, so würde die Welt erst erfahren haben, was aus ihm geworden wäre!“

Der die Lebensverhältnisse so vieler früh dahingefunkener Dichter mit unparteiischem Blick betrachtet, der wird es durchaus nicht wunderbar finden, daß sie so früh dahinsanken. — Dieser frühe Tod hingebend in der Regel nicht nach dem gewöhnlichen Gange der Natur, nicht durch von außen herangekommene Krankheitsstoffe, sondern er wird durch die sonderbare, außergewöhnliche Lebensart der Dichter selbst mit gewaltsamer Weise herbeigeführt.

Die echte Poesie erfordert wie jede geistige Arbeit eine gewisse Reife des Geistes. Viele Dichter aber wagen es, schon in den ersten Jahren ihrer Jugend die höchsten Aufgaben der Poesie lösen zu wollen, und führen so mit Gewalt eine künstliche Frühreife des Geistes herbei. Früh zur Reife gebrachte Früchte fallen auch früh vom Baume.

Der Dichter ist ferner nicht immer zum Dichten gesimmt. „Selbst der anerkannte Dichter ist“, wie Goethe bemerkt, „nur in Momenten fähig, sein Talent im höchsten Grade zu zeigen. Die günstigen Momente der Begeisterung gehen oft schnell vorüber.“ — Viele Dichter aber wollen immer dichten, immer produciren und Neues schaffen. Um dieses thun zu können, nehmen Manche zu künstlichen Mitteln ihre Zuflucht und suchen durch geistige Getränke ihren Geist in stets erregter Thätigkeit zu erhalten. Je mehr aber auf diese Weise die Gehirnregung bis zum höchsten Grade gehiegt wird, desto länger gehen solche Menschen ihrem Ruin entgegen. Ein auffallendes Beispiel der Art gibt uns Grabbe's Leben. Dieser Werkte sich durch einen ungemeinen Schwung der Phantasie aufzuheben. Schon bei seinem ersten Ausreifen in Berlin entstand, wie Zimmermann erzählt, ein Streit über die Frage: ob dieser Mensch verrückt, oder ob er — ein Genie sei. Gines Morgens übertraf die Zimmermann mit einem Besuche und fand auf dem Tische mehrere große Gläser mit den härtesten geistigen Getränken angefüllt. Auf seine Frage erwiderte er, daß sich Grabbe täglich dieser Beizmittel bediene, um — seinem Geist aufgeregt zu erhalten. — Beispiele der Art gibt es sehr viele.

Bei vielen der früher angeführten Dichter beobachtete man zugleich ein länger fortgesetztes Nachtrinken. Sie besaßen nicht mit Gewalt des Schlafes und dichteten ganze Nächte hindurch. Wurden sie durch die Nothwendigkeit der Natur zum Schlafen getrieben, so war dieser mit den buntesten und oft fantastischen Träumen erfüllt. Diese Träume wurden dann wieder in Vieren besungen. So entstanden Novalis' „Symnen der Nacht“, Götz's „Traumbilder“, Lenau's „Traumgebilde“ u. s. w.

Fast alle diese Dichter trugen noch überdies eine, unglückliche Liebe in ihrem Herzen. Ein großer Theil ihrer Gesänge besteht aus „Liebesklagen.“

Brach die geistige Anstrengung den Kopf, so brach die Liebe das Herz. Und so haben diese Dichter gebrochenen Geistes und gebrochenen Herzens. Sie selbst haben ihr frühes Ende herbeigeführt; sie selbst haben sich ihr Grab gegraben.

Rückblick auf die Geschichte des Donauhandels.

II.

Dr. h. Wir haben letzten Mal am Schluß einer längeren Betrachtung über die geringe Energie, welche die Bewohner des mittleren Donauhafens, zumal jene Wiens in Bezug auf den Außenhandel anher meist entwickelt haben, die Frage aufgeworfen: ob die Anerkennung künstlicher Mittel, besonders die Ertheilung von Unterricht in den Handelswissenschaften nicht verläßlich schon dort angeregt gewesen wäre?

Sie entschieden. „Nein“ ist die Antwort, die wir hierauf geben. Denn der in einer Hochschule für Handels-Gewerbe gewährte Unterricht würde in früherer Zeit nicht nur aus Mangel an entsprechenden Lehrkräften sehr mangelhaft gewesen, sondern auch nur von wenigen

Leuten genossen worden sein und diesen wenigsten hätte überdies nicht selten die Gelegenheit gebietet, die dort erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten im Interesse der Erhöhung ihres Wohlstandes zu verwerten. Was den angegebenen Mangel an Lehrkräften betrifft, so würde derselbe allenfalls noch leichter sich haben beheben lassen als der Mangel an Vermögens- und an Spielraum zur Verwerthung des etwa Erlangten. Es gab mindestens eine Zeit, wo die Wiener Universität die ausgezeichneten Mathematiker der damaligen Welt unter ihren Professoren aufzuweisen hatte, und wo Männer wie Grammatius und Christoph Rudolff — Ersterer im Jahre 1518, Letzterer 1531 — in Wien über die „*Practica*“, über die „*Rechnung mit den Zahlstempeln*“ und ähnliche Gegenstände zum Vornehmen „*aller Kaufmannschulen*“ vortrugen.

Demnach würde wohl Wien ebenso gut schon im sechzehnten Jahrhundert zum Sitze einer „*Schreib- und Rechenkunst*“ haben werden können wie Breslau, Augsburg, Elberfeld, Frankfurt a. M. und Heilbronn, wo je eine Schule dieser Art schon um das Jahr 1540 bestand.

Hatte ja doch selbst das kleine Städtchen Eggen (in Wexheim) im Jahre 1593 eine weiblich berühmte, von Ulrich Lempen geleitete „*Schreibschule*“ inner ihren Mauern!

Die Anwerbung und Ergänzung tüchtiger Lehrkräfte würde aber immerhin mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, was zu dem Aussprüche berechtigt: es würde eine Hochschule für Handels-Gewerle in früherer Zeit in Wien wenig Beifallliches zu Tage gefördert und so selbst bei eifrigem Entgegenkommen der gedachten Gewerle durch ihre Resultate kaum die Kosten vergütet haben.

Es würde in der That um so unersuchbarer gewesen sein, als es an ein solches Entgegenkommen in früherer Zeit, d. h. bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, in Wien und im mittleren Donauthale überhaupt — mindestens soweit dasselbe damals unter österreichischer Herrschaft stand — nicht zu denken war.

Die Berufsstellung der verschiedenen Stände, ihre durch Gesetz und Gewohnheit normirten Erwerbsmittel, die Hindernisse, die gegen das Abweichen vom Pflichtenwege, den der Vater und Großvater gegangen, sich rings erhoben: alle diese Umstände verleihten und paralysirten das Streben, das der eine und andere Beamtensohn oder Bauernjunge haben mochte, „*die Handlung*“ gründlich zu erkennen. Ja selbst in Mitte der mit dem Proleto des Gewerbesbereichs, wozu auch der Handel gerechnet wurde, begnadeten Ständebürger hielt die Unübersichtlichkeit der Angelegenheiten die Aufmerksamkeit halber äußern schweben.

Dag demnach die Söhne anderer Familien, als welche dem Handel schon dem Alter her ihr Fortkommen verdankten, sich nur spärlich würden eingegeben haben, wenn in Wien eine Hochschule für Handels-Gewerle bereits vor 150 oder 200 Jahren eröffnet worden wäre, unterliegt keinem Zweifel. Die Söhne jener Familien aber, welche von Alter her mit dem Handel sich beschäftigten, d. h. den Detail-Verkefßler, der ihnen von ausländischen Gewerle gelieferten Waaren an dem Orte, wo sie festsaß und in der Regel auch reich begütert waren, besorgten — diese spürten wenig Antriebe zur Ausbildung für großartiger Unternehmungen.

Die hatten — wie wir dies schon lehrig hervorgehoben haben — ihr Geschäft meist im Trodenen und bereiten sich lieber zum Administrieren ihrer Zinshäuser und Ländereien, als zum „*Werben und Wägen*“, das Glück zu erlangen vor.

Die Pfefferstädte im Weizel, Weizelstein und die Einzeinge in den offenen „*Käden*“ ihrer Wohngebäude ließen auf sie eine weit größere Anziehungskraft als die auf Monate und Jahre hinaus zu berechnenden Chancen einer Handels-Expedition nach Polen oder Weizelstein, oder auch nur in die damals zeitweise bis über Gran hinausreichende Türkei.

Ohne Anstand ließen sie es geschehen, daß Wien der Sammelplatz von Zuwanderern aus aller Herren Ländern wurde, die ihnen zur Seite an groß-Werke der mannigfachen Art untereinander contrahirten, und denen es dabei so wohl erging, daß der Reichthum des Volksgang Schmelz im Jahre 1545 die Lebensgenuss aus sprach:

„*Wer sich in Wien nicht kann fassen*“

„*ist überall ein verdrübter Mann*“.

Nur wenn die unter dem Namen „*Niederlags-Bewandten*“ in Wien sich aufhaltenden Fremden zu sehr alle minna verkannten und namentlich Specereien in kleinen Dosen abzulegen unterstanden, erhoben sich die hausgesessenen Wiener Trösterinnen, um gegen dreier Eingriffe in ihre wohlverordneten Gerechtfame feierlich zu protestiren und den Krampfbüchel nach wie vor als Allreichtum auszuweisen.

Dreier „*Trösterungen*“ zuflüchten, ergingen im den Jahren 1515, 1536, 1615 und auch später noch verschiedene landesfürstliche Erlasse, welche im Codex Austriacus, II. Bd. Lit. N. 57 und 58, nachgelesen zu werden verdienen. Besonders merkwürdig aber ist ein unter dem 16. März 1671 zwischen der „*Br-*

dererschaft der Bürgerlichen Handelsschulen“ einer und den Deputirten der „*besten Niederlags*“ andererseits über die Quantitäten, in welchen die Angehörigen Letzterer allerlei Waaren verkaufen durften, abgeschlossener Vertrag. Man braucht wohl nur dieses, von welchem Krämergesetze dictirte Document zu durchlesen, um sich zu überzeugen, daß die Herren Waismann, Paulner, Kling und wie die „*bürgerlichen Wiener Handelsschulen*“ der damaligen Zeit alle gebeten haben mögen, nicht Männer waren, welchen Achtung vor höherem mercantilen Streben zugemessen werden konnte, und daß solchen Donnergewitter gegenüber an die Gründung einer Handelsschule in Wien nicht zu denken war. Schon aber ging es mit dem behäbigen Wohlstand der eingebornen Bürgerlichkeit zu Ende. Die alten Bürgergeschlechter der Wärfel, Heimo, Nöbel und Andere waren theils ausgestorben, theils verarmt, Namen, die das Gepräge auswärtiger Herkunft trugen, wie: Ravenspurg, Zinsbrunner, Schallammer, Zinsbrunner, Pittroff von Tulu, Silberbrand von Meran waren an deren Stelle zu Ansehen und Geldruhm gelangt. Dabei kam es auch, daß um das Jahr 1680 von ungefähr 990 Häusern, welche die innere Stadt damals zählte, laut den von N. Aug. Schimmer in seiner „*Häuser-Ghronik*“ (Wien, 1849) aus den alten Grund- und Grundbüchern mitgetheilten Daten nur mehr 527 eigentlichen Bürger, dagegen 187 obdigen Familien, 135 kaiserlichen Beamten, 65 geistlichen Corporationen, 43 Doctoren der Rechte und 15 der Commune gebörten.

Man sollte meinen, daß für die Häuser geliche Geld wäre den bürgerlichen Handelsschulen ein willkommenes Capital zur Erweiterung ihrer Thätigkeit gewesen. Allein nur der geringe Theil dieses Geldes kam in deren Hände, da die Häuser längst viel verschuldet waren und nur darum nicht schon früher ihre Eigenhümer gewechselt hatten, weil die Beschränktheit derselben bis ins 17. Jahrhundert vielen Beschränkungen unterlag.

Das lustige Leben der Wiener Bürger, die mannigfache Kurzweil, welche sie trieben, fiel schon im 15. Jahrhundert dem scharfblickenden Niccolò Spolius und einer großen Menge späterer Touristen, namentlich dem Genfer Professor Andreas Oldenburger (im Jahre 1670), dem Frankfurter de Koen (im Jahre 1717) und dem Verfasser der im Jahre 1739 zu Hannover erschienenen „*Alteneueren Nachrich von römisch-kaiserlichen Hofe*“, Joh. Joh. Stübel, leider, auf.

Gerade dieses behäbige, sorglose Sittengeschehen machte den Wiener Bürger lange weitlich zum weiznen sehenden Großhändler, und so mußte sein Geschäft Wohlstandliche Erweiterung erfahren, bevor er reich wurde zur Realisirung der erhabenen mercantilen Aufgabe, welche die Vererbung ihm zugedacht hat, indem sie ihm das Centrum des mittleren Donaubeckens, den naturgemäßen Centralpunkt des gesammten Donaureichs zum Heimgab. — Erst seit einigen Decennien wird sich eine Anzahl Wiener Bürger dieser Aufgabe bewußt, und auch in anderen Städten des mittleren Donauthales regt sich die Begierde des Kaufmannsandes nach einer würdevolleren, einflußreicheren Stellung im Geschäftsfeld. In dem Maße als diese Begierde und jenes Bewußtsein fruchtbar werden, sagt sich der heimische Kaufmann auch mehr und mehr von jener kleinlichen Pfefferhaken-Krämerpolitik los, welche — wie ein moderner Schriftsteller sich ausdrückt — den Regen und der Natur verbannt möchte, damit das Gedäch auf dem Reichthum nicht feucht wird. Und nicht bloß eine eltere Auffassung der Weltanschauung greift in den Kreisen der empfindenden Kaufmannschaft Platz, sondern es reist dieselbe auch immer mehr zum Verständnisse des Regens heran, den eine Hochschule ihr selber und ihrem Nachwuchse zu bringen verspricht. Doch darüber nächtens mehr.

Für diesmal wollen wir blos die Gründe darlegen, warum wir die eingangs wiederholte Frage entschieben verneinen zu sollen glauben.

Als einen Beleg für die Gelegenheit, welche dem Wiener Bürger selbst während der Besetzung Ungarns durch die Türken zum Handel nach dem Oriente sich bot, und für die Gleichgültigkeit, womit derselbe diese Gelegenheit damals unbenutzt vorbeigehen ließ, theilen wir schließlich aus den Frankfurter Relationen vom Jahre 1657 folgende Begebenheit mit:

In dem gedachten Jahre führte ein Angehöriger der türkischen Regierung am kaiserlichen Hofe über einen Angriff Weizwerde, welche heutzutage Spaliden und Gufaren zwischen Gomorn und Gran gegen drei im December 1656 auf der Donau von Wien nach dem türkischen Gebiete gefahrene Handelsschiffe ausgeführt hatten, erhoben die Besatzung derselben mit „*Pöffen*“ versehen war. Diese Besatzung bestand aus 27 „*Rägen*“ (Serben, benutzunge Rätzen genannt) und aus 19 Juden, die Schiffsladung hatte einen Werth von 24,000 Reichsthalern und war theilweise für Constantinopel bestimmt.

Von einer Betheiligung österreichischer Kaufleute an solchen Expeditionen findet sich in der vorerwähnten, viele Jahrzehnte umfassenden Zeitschrift keine Spur.

triefen blaffer, bis rüthen grünlichweiß, im vierten schillbraun. Der Schmelztrichter ist drei- bis viermal so groß als der Mundzylinder; seine Lippen sind braun, weiß und gelblich verwaschen, mit einem eitrigen weißen, schwarzgrünlichen Auge. Der Geococ ist fast so groß wie der gewöhnliche Seidenwurm; sein unregelmäßiges, so daß ihn der Spinner für eine solche Geococ halten würde. Leider läßt die Naupie im Gespinnn zu hoch zum Anschließen zurück. Auf gewöhnliche Weise können diese Geococ also nicht abgekalbt werden, weil sie sich mit Wasser füllen würden. Allen ihr gilt es, eine große festliche Seidenwurm zu überwinden. Die Seidenwurm trägt täglich fünf Blätter. Nachher ist es notwendig, die Seidenwurm müssen sie noch reichlicher bedient werden. Beim Herausholen jeder Däumling ordnet sich die Seidenwurm wie Soldaten in geschlossenem Einien zu einem Peloton und streifen die alte Haut ab. Wenn der Wurm sich in sein Gespinnn eingearbeitet hat, braucht er fünf Tage, um sich die Puppe zu verwandeln, und man muß zehn Tage warten, bis man die Geococ abnimmt. Uebrigens vertragen die Seidenwurm die Wandersbaum sehr gut bei den Witterungswendeln. Ihre Geococ leiden weder durch den härtesten Regen noch durch den Wind, und selbst directe Sonnenstrahlen thun ihnen nicht schädlich. In Algerien und Süd-Franzreich gedeihen die Wandersbaum vorzüglich, der überdes Oelbäume trägt, also doppelt möglich ist, daß auch die Seidenwurm in Algerien und in Florenz die Kulturen bekommen. Mit Karid und Seidenwurm wird nicht wider die Seidenwurm (Chlorion luteus) aufgezogen hat, so tiefe sich das wichtige Insect selbst nach dem nördlichen Frankreich verleben, um liefern die Würmer bei Giebrunterfütter 30 Percent Seide weniger als bei Ernährung mit Ricinus. Die Temperatur muß bei der Zucht auf 15° N. erhalten werden, doch darf man sie bis auf 16 stufen lassen, in welchem Falle jedoch die Entwicklung langsamer vor sich geht.

(Die narzotischen Genußmittel der Völker des Orients. Wir be-
ginnen im Deutschen eine vorläufige Monographie von Professor Lie-
mann über den Tabak und ähnliche Genußmittel, wo die saftige und
unwiderstehliche Verbreitung des Rauchens über den ganzen Erdball seit
1492 nachgewiesen werden ist. Die narzotischen Vergnügungsmittel sind
aber örtlich sehr verschieden. Die Türken, Indien und China begehren ihr
Opium; Sibirien den Jungsins (ein Schlemmwachswasser), Persien, Indien,
die Türken, ganz Afrika von Marocco bis zum Cap den Hanf und Ha-
didschi; Indien, China und der hinterindische Archipel Betelnuss, und
Venezuela, Peru und Bolivia mit dem grünen Altheibum die Coca, die
Süßholzwurzel und ihre süßliche Asa, Afien, America, die ganze Welt den
Tabak. Nord-Europa und America den Porck (sweet gale); Deutsche und
Britten den Hopfen, und die Franzosen ihren Kaffee. Eine färglich in
England erscheinende Schrift, 'Chemie des gewöhnlichen Lebens' von
James R. Johnson, gibt über den Verbrauch der narzotischen Mittel
folgende statistische Schätzungen. So find im Verbrau-

Zakat unter	500	Missionare	Neufache
Opium	400		
Hanf	2—300		
Betel	100		
Coca	10		

Der Verfasser meint, diese kasse Reizung unserer Natur zu solchen Genüßmitteln liege viel mehr durch Gewerbe, denn durch Kriegslust, und durch feoalische Mittel unterdrücken, und einmessen an die vorgebildeten Verbündungen der Spanier, die Peruaner der Geta zu entwöhnen, an die Straßenge europäischer Jähren gegen die Anfänge des Tabakrauchens an das kaiserliche Schicksal Chinas, als es die Opiumhandelsgelei vernichten wollte. So mag denn hier zum Schluß eine verborgene Kueste von dem jetzigen Kaiser der Franzosen ihren Platz finden. Als er noch Brüssel dem war, hat ihn vertraulich eine Dame, er möchte doch seine Macht anwenden, um das Tabakrauchen zu verbieten, denn es sei doch kein kaiserlicher. Ludwig Napoleon erwiderte darauf: das Rauchen sei allerdings ein kaiserlicher, aber ein kaiserlicher, welches dem Staat 100 Millionen einbringe.

In deutscher Schrift und Rede

gibt ein Fach-Professor jungen Damen zur schnellen Ausbildung praktischen Unterricht.
Nachfragen im Comptoir der „Donau.“

425-3

Mit 1. Mai 1. 3.

beginnt die zweite Saison des in **Siehl** erscheinenden

Fremden-Salon.

Dieses den P. T. Gurgästen beinahe unentbehrliche Blatt, welches sich bei seinem ersten Erscheinen im vorigen Sommer der allgemeinen Anerkennung und selbst der schmeichelhaftesten Theilnahme der Allerhöchsten Herrschaften zu erfreuen hatte, erscheint vom 1. Mai bis 16. Juni wöchentlich zweimal, vom 16. Juni bis Mitte September aber dreimal die Woche, und endet mit letztem September.

Alle interessanten Ereignisse aus Jährl und der Umgebung finden ihre Beschreibung, besonders alle bemerkenswerthen Feste-Gelegenheiten. Der verlässliche Fremdenführer schildert alle Parteien von nah und fern. Das Publikum wird nicht nur Neues und Interessantes im Gebiete der Norelle und des heimischen Sagenkreises bieten; wir auch Berichte über Kunst, Theater, Concerte, Botanik und Geographie. Nächstgelegte erlauternde und belebende Mittheilungen sollen dem Public täglich neues Wissen verschaffen. **Stehende Nummer bleibt die Ankunft der Fremden nebst deren Wohnungsnahme.** Der Braunerathener-Beitrag bleibt ungeschädigt der öfteren Erscheinung des Blattes wie im letzten Course: 4 fl. 52 Kr. für die Gayen, mit Vorbehalt 4 fl. 30 Kr. für

Brännumerationen werden angenommen:

Für **Wien** in der Buchhandlung des Herrn **Jaspers Bwe. & Sögel** im Fürst Dichtenheim'schen Palais.
Für **Pinz** in der Buchhandlung des Herrn **Vinc. Fink.** 457—

Eigentümer und verantw. Redacteur: Ernst v. Schwarzer.

Papier aus der Ober-Sagendorfer Fabrik.

Dennoch sei er entschlossen, das Kaiser abzu schaffen, wenn ihm nur die Dame eine menschliche Zusage nennen wolle, welche eben so einträglich zu werden verspreche.

Neure Mittheilungen über den Zustand der australischen Colonien.) Die unruhigen Scenen in den Goldgebieten von Ballarat haben nentlich die Aufmerksamkeit Europas auf den jüngeren Welttheil im Süden gelenkt. Die Aufstände haben sich nicht wiederholt. Da nun über die Veranlassung des Auftrubs vielfach unrichtige Mittheilungen verbreitet wurden, so berühren wir diese Angelegenheit, eine Notiz im „Ausland“ benützend, noch einmal. Jeder Goldgräber ist verpflichtet, eine Anzahl von Pfunden in Goldmünzform, eine Art „Auslandsgeld“, als Metallsatz zu führen. Diese Pfundstücke haben eine bestimmte Zeit. Eine Monatskarte kostete früher 30 Schilling, und stiegen auf ein Jahr 15 Pf. St. oder 216 s. fr. Diese Abgabe ist aber von der Colonialregierung seit Januar 1851 auf 1 Pf. St. oder 12 s. fr. herabgesetzt worden. Seit dem 1. März 1851 ist die Abgabe auf 6 Pf. St. für das Jahr herabgesetzt worden. Seit der Entdeckung der Goldfelder (1851) bis zum Schluß des Jahres 1853 sind folgende Steuern ausgehoben worden:

Stück	in	Getrag	—	Ed
572	15	429	37.	—
5855	20	5855	"	"
629,529	30	944,293	"	10
71,959	40	143,918	"	—
707,915		1,094,485	"	10

Der Goldertrag in Australien war im Jahre 1854 geringer als im vorhergehenden Jahre. Es wurden nämlich in den ersten neun Monaten an Gold verschifft und escortirt

1853	1854
1.549,547 Unzen.	1.296,557 Unzen.
In den letzten drei Monaten war das Jahr 1854 d.	
ger. Es lauten nämlich die Summen wie oben an	
October 129,487 Unzen.	164,312 Unzen.
November 140,296 „	131,821 „
December 141,825 „	145,408 „
411,668 „	441,541 „

Alte in 12 Monaten 1.964,215 1.738,098

Zu den drei ersten Wochen des Januar 1955 waren schon über 100.000 Unzen wieder gewonnen worden, so daß die Ausbeute dieses Monats der vom December 1954 gleichkommen wird.

Der Melbourne-Arquis vom 23. December 1854 bringt uns den Census der Colonie von Victoria für 1854. Diese Colonie, die seit 1850 fast unabhängig, d. h. von New-Süd-Wales abgetrennt worden ist, besaß damals eine Bevölkerung von 78,000 Köpfen. Und wenn wir füglich ihren Status am Ende des Jahres 1854 auf einer Höhe von 300,000 Köpfen veranschlagen, so läßt sich der Wachsthum außerordentlich nahe getimmten, wenn wir die Colonie von Victoria mit England vergleichen. England hatte 27,500,000 Personen, während am Jahre 1852 63,426, und am Jahre 1853 69,450 Personen eingewandert waren, betrag die Einwanderung der drei ersten Monate von 1854 erst 13,849 Köpfe, so daß sicherlich bis zum Schluß des Jahres die Gesamtbevölkerung 270,000 Personen betragen haben wird. Melbourne, das im Jahre 1850 nur 20,000 Einwohner besaß, zählt jetzt die Verhältnisse mit eingerechnet, 71,158 Köpfe. Obgleich die zweite Stadt der Colonie, wird mit 20,115 Einwohnern angegeben. Die Städtebevölkerung in der Colonie erreicht insgesammt eine Höhe von 100,831 Köpfen, in den Goldminen hatten sich 67,165 Menschen aufgeworfen 60,000, in den Goldminen 10,000, in den Goldminen 10,000, in den Goldminen 10,000. Es zählt nun 58,000 Köpfe, also kann den vierten Theil der Bevölkerung und reichst daher sicherlich nicht aus, um der Colonie Vrost zu schaffen. Wir sind durch die Vereinigten Staaten an außerordentlich politische Phänomene gewohnt, aber sicherlich überbietet Australien Ozean, was wir höher noch für außerordentlich halten.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung
ist erschienen und bei **C. Gerold & Sohn**,
Stephansplatz Nr. 625, sowie in allen andern Buch-
handlungen vorräthig:

May Duncfers
Geschichte des Alterthums.

Erster Band.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
40 Bogen gr. 8. Preis 5 fl. 20 fr.

Gleichzeitig ist versendet:

Beckers Weltgeschichte.
Hundertachtzigstes (Supplement) Band.

Nach dem Titel:

EDWARD

Edvard Munch

Geichichte der letzten 40 Jahre.

Lieferung 5. 10 Pegen gr. 8. Preis 40 fr.

Dieselbe enthält die inneren Kämpfe und Verfassungs-Änderungen in der Schweiz; Frankreich bis zum Tode Kaiser Napoleons; Großbritannien bis zur Thronbesteigung Victorias; die Verfassungskämpfe in Spanien.

Berlin 1. April 185

Duncker und Gumbelot.

Druck und Verlag von Friedrich Manz in Wien.